

„Auf Schusters Rappen“. Reisen zu Fuß im 19. Jahrhundert – Umstände und Bedingnisse

Günther Jontes, Leoben

Unsere Jubilarin, meine liebe Frau Lieselotte, hat sich im Rahmen ihrer wissenschaftlichen Arbeit des öfteren mit zielgerichteten Reisen und Berichten darüber auseinandergesetzt. Ausgangspunkt waren für sie die Pflichtexkursionen der Montanistikstudenten, die diese schon in den Anfängen der Leobener Lehranstalt unter Peter Tunner, dem gestrengen Professor, zur Praxismehrung zu absolvieren hatten (1). Dabei wurden Bergwerke, Hüttenwerke, Eisenhämmer und andere Industrieanlagen besucht, worüber die Studenten Berichte zu verfassen hatten, die heute wichtige Quellen zur Industrietopographie und Technikgeschichte des Montanwesens vor allem der Alpenländer sind. Darüber hinaus untersuchte sie auch die äußeren Umstände solcher Fußreisen, die zu einer Zeit nach der Mitte des 19. Jahrhunderts stattfanden, als Österreich verkehrsmäßig noch keineswegs erschlossen war, Eisenbahnen nur wenige der Haupttäler durchquerten, die Postkutsche noch überwog und das Zufußgehen für viele die einzige Möglichkeit war, zu bestimmten Zielen zu gelangen (2). Da die Fundplätze der Bergschätze und die dazugehörigen Schlüsselbetriebe sich bekanntlich nicht nach den Erfordernissen des Menschen richten, sondern dieser ihnen suchend und ausbeutend nachzugehen hat, waren solche Montanexkursionen eine anstrengende Sache, die Tunner, der selber wacker mitmarschierte, nur insofern erleichterte, als er das Gepäck der Studenten mit einem Pferdewagen vorausführen ließ.

Dieser kleine Beitrag über die Strukturen und Umstände der Fußreise eines Grazer Theologiestudenten von Graz nach München im Sommer 1860 möge das Bild des Reisens unter den gegebenen Umständen ein wenig abrunden. Ich habe mit meiner lieben Frau weite Teile der Welt bereist. Fußmärsche sind dabei nicht zu kurz gekommen. Wie unglaublich komfortabel und einfach Reisen heute durch die modernen Verkehrs- und Kommunikationsmittel ist, reizt zu einem Vergleich mit den Arten der Fortbewegung vor anderthalb Jahrhunderten, als die Eisenbahn zwar schon zum Standard des Reisens gehörte, jedoch keineswegs alle Ziele mit diesem revolutionären Fahrmittel erreichbar waren und vor allem die Masse es sich nicht leisten konnte, sich dieses Vehikels zu bedienen. Reisen konnte die verschiedensten Beweggründe haben (3), die von der Pilgerfahrt bis zur Kavaliertour, von den Kriegsmärschen der Armeen bis zu diplomatischen Missionen usw. reichten. Die Fahrenden waren überhaupt ständig unterwegs und gewannen ihre Lebenssubsidiën aus dieser erzwungenen Mobilität.

Als der Grazer Theologiestudent Ferdinand Kaplan im August 1860 sich mit einem Gefährten auf den Weg nach München machte, hatte er vorsorglich ein Notizbuch eingepackt, in welches er seine Beobachtungen in Tagebuchform einschrieb und später in Reinschrift übertrug (4). Mit einem gereimten Motto beginnen die Schilderungen: „*Wer reisen will, / der schweig fein still, / geh steten Schritt, / nehm nicht viel mit, / brech auf am frühen Morgen / und lasse heim die Sorgen.*“ Er erwartet sich also eine kathartische Wirkung, wobei wohl auch zu vermuten ist, daß er die Sorgen, die ihn daheim quälten, bald gegen solche vertauschte, die aus der Reise selbst erwachsen.

Er begab sich also mit einem Freund auf diese Wanderfahrt, auf der aber auch bereits bestehende Eisenbahnstrecken ausgenützt wurden. So fuhr man von Graz bis Bruck, gelangte über Leoben, Vordernberg, Hieflau und das Gesäuse zu Fuß nach Admont und von dort durch das Ennstal über Trautenfels und Mitterndorf ins Ausseerland, das man aber durchquerte und nächstes Nachtquartier erst in Hallstatt nahm. Von dort ging es über Strobl am Wolfgangsee auf den Schafberg und von Salzburg und Hallein über die bayerische Grenze nach Berchtesgaden. Von Bergen an führte die Reise schließlich nach dem Endziel München wieder mit der Eisenbahn. Über die Rückreise schweigt der Bericht. Sie scheint für Kaplan von bedenklichen Umständen begleitet gewesen zu sein. Die Textüberlieferung des Reiseberichtes war überhaupt eine komplizierte. Kaplan starb bereits ein gutes Jahr nach seiner Reise am 12. Dezember 1861, und einer seiner Freunde, der Grazer Theologiestudent Josef Ledernegg, bekam von dessen Eltern geschenkweise die noch nicht ins Reine geschriebenen Reisetexte, die er Kaplans Bericht in der Handschrift anfügte, ohne allerdings auch zu einem Ende zu gelangen, da er einen Teil dieser Schriftstücke verloren hatte. Über die Rückreise Kaplans von München nach Graz teilt er nur lapidar mit: „*Es möge genügen zu erfahren, daß mein guter Studiengenosse zwar glücklich, aber nach Erduldung vieler Beschwerden infolge von Geldmangel und Krankheit nach Hause gekommen ist.*“

Die Rückkehr muss noch im Herbst erfolgt sein, da der Tagebuchschreiber die Reinschrift seines Berichtes am 1. November 1860 begann und in der Vorrede dazu bemerkt: „*Alles, was ich gesehen und gehört habe, will ich hier mit einfachen Worten treu wiedererzählen. ohne*

mich novellenhafter Ausschmückungen zu bedienen, die vielleicht zu Zweifeln über das Gesagte führen könnten.“ Kaplans Handschrift ist von einer gestochenen Ebenmäßigkeit, die ihresgleichen sucht. Ebenso ausgewogen ist der Satzspiegel. Der Text in dem unlinierten, in Karton steif gebundenen Büchlein im Duodezformat, wird über 67 unpaginierte Seiten geführt. Darauf folgen noch bis pag. 75 die Ergänzungen durch Kaplans Freund Joseph Ledernegg, der sich an deren Ende am 15.10.1874 als Kaplan in Voitsberg bezeichnet. Dieser gibt in der Folge von pag. 79-150 einen eigenen Tagebuchbericht einer Zugfahrt und eines Aufenthaltes bei Verwandten als *„Reisebericht über die Reise von Gratz nach Wien 1861“* zum besten, der für unsere Betrachtungen aber nicht mehr von Belang ist.

Ferdinand Kaplan war ein Student der Theologie, nach damaligem Verständnis also für den Priesterstand bestimmt. Aus seinen Aufzeichnungen spricht aber keine besonders ausgeprägte, nicht einmal formelle Frömmigkeit. Obwohl auf der Reise viele Sehenswürdigkeiten, darunter auch Kirchen besucht werden, finden sich keine Reflexionen über deren geistigen oder geistlichen Gehalt. Kaplan interessiert sich dagegen sehr für militärisches Gepränge, schwelgt in der Beschreibung von Uniformen, so etwa bei der großen Zeremonie der Bahnhofseröffnung in Salzburg. Auch widmet er den historischen Kanonen auf Schloss Röthelstein eingehende technische Betrachtungen. Vielleicht wäre er einmal, hätte ihn der Tod nicht schon binnen eines Jahres dahingerafft, ein besserer Offizier als ein Priester geworden.

Die folgenden Untersuchungen sollen sich mit den Bedingungen und äußeren Umständen dieser – wie Kaplan sie nennt – *„Erholungsreise“* beschäftigen. Eine Gliederung scheint dabei vorteilhaft, die die einzelnen Sachbereiche auseinanderhält.

Straßen- und Wegverhältnisse

Die beschriebene Strecke zu Fuß von Bruck a. d. Mur bis nach Bergen in Bayern betrug mehr als 300 km. Bei Reisen im 19. Jahrhundert muss man noch immer den fast durchwegs schlechten Zustand der Landstraßen in Rechnung stellen. War die Strecke vom Ausgangspunkt der Reise zu Fuß noch klaglos zurückgelegt worden, so begann die Straße von Trofaiach an *„schlecht und kothig“* zu werden. Und *„auf dem Wege bis Vordernberg hatten wir einen äußerst schlechten Weg“*. Mehrmals legten die beiden Wanderer deshalb eine Rast ein. Dieser Abschnitt der Reise war Teil der Steirischen Eisenstraße, die von Schwerfuhrwerken ständig befahren, die Erzlagerstätten am Erzberg und die Kohlungsplätze in Hieflau und Leoben mit den Radwerken in Vordernberg und anderen Betrieben entlang des Tales des Vordernbergerbaches verband. Ihr Zustand war auch

wetterabhängig. Auch in den Siedlungen entlang dieses wichtigsten Industrieweges des Landes stand es nicht zum besten. Selbst in dem Montanort Eisenerz fallen die *„sehr schlechten Straßen voll Schmutz und Steinen“* auf. Und zur Steigerung *„begann jetzt durchaus ein schlechter Weg.“*

Man kann annehmen, daß die Reisebeschreibung in der Folge nur mehr auf die wirklich schlechtesten Wegverhältnisse eingeht. Über Mitterndorf im Steirischen Salzkammergut wird reflektiert: *„Im Ganzen aber sind die Straßen schlecht, wodurch auch das griesgrämige Aussehen des Ortes nicht verschönert wird.“* Selbst im lieblichen Seengebiet des Salzkammergutes bewegt man sich auf zum Grundlsee *„auf einem elenden Wege, der uns auch über einen Bach führte, den wir durchwaten und durchstolpern mußten.“* Bei Schlechtwetter wuchs sich das Weiterkommen selbst zum Abenteuer aus. Als die Wanderer in Obertraun am Abend kein Nachtquartier bekamen, mussten sie notgedrungen zu ihrem nächsten Reiseziel, nach Hallstatt, weiterziehen und dies zu Fuß tun, da kein Fährmann mit einem Boot zur Verfügung stand, sie auf die damals übliche Weise über den Hallstätter See überzusetzen. *„Das Wetter war wirklich traurig für uns, ebenso der Weg, der mit der Finsterniß noch beschwerlicher wurde. Es war bereits 7 Uhr. Wir mußten um den See herumgehen, dessen Wellen gehörig durcheinander geworfen wurden, weßhalb wir von keinem Fährmann in das Boot aufgenommen worden wären.“* Nach dem Abmarsch *„kamen wir auf wässrigen Wiesengrund, wo wir oft beinahe stecken blieben ... Das Dunkel der Nacht hemmte unsere Schritte, mit den Füßen stießen wir oft an Steinstücke..., mit dem Stocke in der rechten Hand mußten wir den Steig untersuchen, um nicht bei Gelegenheit in den See hinabzustürzen.“* Dieses nächtliche Abenteuer ging jedoch glimpflich vorüber und man erreichte müde, jedoch unbeschadet Hallstatt und bezog ein komfortables Quartier.

Im oberösterreichischen Seenland lernen wir durch Kaplans Reisetagebuch frühe Formen eines alpinen Massentourismus kennen. Die Wanderer beschließen den berühmtesten Aussichtsberg des Salzkammergutes zu besteigen, ein Ausflug, bei dem auch eine Übernachtung einzuplanen war. Die reizvollen Orte dieser Region hatten sich schon früh dem Fremdenverkehr erschlossen und die Sommerfrischler, meist gehobenes städtisches Publikum, das gefahrlose Naturerlebnisse schätzte, frequentierte diesen charaktervoll geformten Berg und gab damit vielen Menschen der ansonst landwirtschaftlich wenig ergiebigen Landschaft Brot.

Kaplan beobachtet und schreibt: *„Den ganzen Tag lassen sich in den Sommermonaten die reisenden Herrschaften hinaufführen, von eigens bestellten Führern, die, wenn sie die Reisenden zu Fuß hinaufführen, 1 1/2*

fl. bekommen. Wenn der Reisende ein Maulthier benützt, zum Hinaufreiten oder Tragen, 8 fl., und wenn die Reisenden, was meistens von Frauen geschieht, sich in einem Armsessel hinauftragen lassen, 9 oder 10 fl.“ Auch am Schafberg landen die Wanderer „unterwegs in einem abscheulichen Morast, wo wir oft stecken blieben“. Hinunter aber geht es naturgemäß schneller als auf den Berg hinauf, der Rückweg hat aber ebenfalls seine Tücken: „Der Weg abwärts wurde nach und nach so steil, daß wir nur laufen konnten, wenn wir nicht stehen bleiben wollten. Auf diese Weise kamen wir in 1 Stunde, um 8 Uhr, hinunter, während wir hinauf 3 starke Stunden brauchten; freilich thaten die Beine jetzt weher als beim Aufwärtssteigen“.

Da das Reiseziel München war, musste man auch die bayerisch-österreichische Grenze überschreiten. Man tat dies bei Hallein. Zwar befanden sich beide Staaten im Jahre 1860 noch gemeinsam im Deutschen Bund. Dieser achtete aber noch auf die Grenzen seiner Mitgliedsländer, sodass die Reisenden am weißblauen Grenzbaum ihre Reisedokumente vorzeigen mußten, nach deren Kontrolle sie aber ungehindert die Wanderung nach Bayern hinein fortsetzen konnten. In der Folge fiel ihnen auf, dass alle Wegweiser in den bayerischen Farben bemalt waren.

Wetterbedingungen

Obwohl die Fußwanderung im hochsommerlichen August stattfand, war das damals herrschende Wetter von Extremen geprägt. Schon am ersten Tag der Reise war es sehr kalt und „auf der Leobener Straße belästigte eine Weile ein heftiger Wind.“ Am darauffolgenden Tag leidet man hingegen im Gesäuse unter der Sommerhitze. Sehr schätzte man an solchen heißen Tagen Allein, um beim Gehen Schatten zu haben. Und wieder wechselt das Wetter am Morgen des nächsten Tages, denn es war schlecht, „die Berge ringsherum mit Wolken und Nebel umlagert, der Himmel ganz grau und bald kam auch der Regen in Strömen herunter.“ Man konnte sich nur bei einem Bauernhause unterstellen und das Ende des Regens abwarten, wollte man sich bei der unzureichenden Ausrüstung nicht vollständiger Durchnässung aussetzen. Trotzdem widerfuhr dies den Wanderern immer wieder, und sie hatten Mühe und Not, im nächsten Quartier ihre nassen Kleider zu trocknen.

Ausrüstung

Zu Fuß reisen bedeutet, alles mit und an sich tragen, was zur Erreichung eines Zieles von Bedeutung ist. Dazu gehören außer Kleidung und entsprechendem Schuhwerk auch Tragbehälter, Geh- und Steighilfen und Schutzutensilien. Auch Instruktionsmaterial über die Wegstrecke war wichtig, da es noch nicht wie heute auf

Wanderer angelegtes Kartenmaterial mit Angabe von Wegstrecken und Versorgungsmöglichkeiten gab. Wohl aber hatte der Tourist bereits Handbücher zur Verfügung, deren Tradition ja bereits mit den schriftlich dargelegten Pilgerführern weit in der Vergangenheit begonnen hatte. Wie Ferdinand Kaplan in der Vorrede zu seinem Bericht bekennt, hatte er das bekannteste Reisehandbuch deutscher Zunge, nämlich „*Baedeker's Deutschland*“ bei sich. Daraus ergibt sich auch die Fülle der genauen Höhenangaben der Berge, die er von Aussichtspunkten aus beschreibt, ebenso die historischen und kunsthistorischen Details, die er bei den besuchten Sehenswürdigkeiten mitteilt. Diese geographischen und historischen Informationen füllen den Text auf und bringen deshalb für sich gesehen nichts Weltbewegendes. Bemerkungen am Rande, die er spontan einflucht, dazu unvorhergesehene Ereignisse, aber auch Alltagsstrotz und das unspektakulär „Normale“ sind für eine Analyse viel fruchtbarer, weil sie Vitales berühren, was heute im Zeitalter des Komforttourismus eher außerhalb der Norm als „Adventure-Tour“ oder „Survival-Training“ kommerziell angeboten wird.

Dementsprechend karg sind deshalb auch Angaben, was der Wanderer von damals bei und an sich hatte. Kaplan war mit seiner Begleitung anfangs August, also zur hohen Sommerzeit unterwegs. Dass die jahreszeitlich bestimmte Kleidung nicht immer den Anforderungen entsprach, wird aus der Schilderung einer Übernachtung auf dem Heuboden einer Sennhütte auf dem 1.782 m hohen Schafberg deutlich, bei der man weidlich fror, „da unsere Röcke nur Sommerröcke waren.“

Regengüssen, von denen die Reise immer wieder begleitet wurde, war man oft ausgesetzt. Bei Aussee begann es so stark zu regnen, dass Kaplan schreibt, dass er trotz seines Regenschirmes durchnässt war. Er führte also ein Parapluie mit sich, einen Regenschirm, der damals noch nicht die Feinheiten der heutigen Schirme aufwies, sondern ein richtiggehendes „Regendach“ war, das zusammengefaltet auch als Gehstock oder sogar als Waffe dienen konnte und ebenso gegen die brennende Sonne schützte. Zuweilen, wie etwa auf dem abenteuerlichen Wege nach Hallstatt, bediente man sich auch eines Wanderstockes.

Seine Habseligkeiten führte der Reisende in einer lederen Reisetasche mit, die aber nicht wasserdicht war, sodaß er einmal „nicht mehr viel Trockenens vorfand, da das Wasser bereits anfieng, durch das Leder durchzuschlagen.“ Im darauffolgenden Nachtquartier übergab man die nassen Kleidungsstücke dem Wirt, der sie in der Wirtshausstube zum Trocknen aufhing. In Salzburg erlebte er, dass sein „*College zu einem Schneider ging, um seine beschädigten Beinkleider machen zu lassen.*“

Bekleidung und Ausrüstung waren also auf das Mindeste beschränkt. Man hatte nur Wechselwäsche bei sich. Am vierten Tag der Reise war man in Admont angelangt. Bei einem Spaziergang begab man sich auch „zur Enns hinunter, wo sich mein College seine Chemisetten wusch.“ Zuvor hatte man auch schon beträchtlich unter der sommerlichen Hitze gelitten und weidlich geschwitzt, sodass die Hemden zumindest bei Kaplans Freund ein Auswaschen erforderten.

Hygienische Verhältnisse

Das wechselhafte Wetter mit Regen und Sonnenhitze hatte dem Körper und der Kleidung der Wanderer in besonderer Weise zugesetzt. Nach der Mitte des 19. Jahrhunderts war man in Bezug auf die Körperhygiene aber schon weiter gekommen als noch ein halbes Jahrhundert davor, als ein Vollbad noch als ungesund galt. Als die beiden Wanderer im Gesäuse unterwegs waren, herrschte besonders große Hitze. Das Tagebuch erzählt: „Wir schliefen hier eine Stunde im Gebüsch, während einer von uns sich beim Baden ergötzte“. Schwimmkenntnisse waren damals noch keineswegs allgemein verbreitet und Wasserfurcht häufig. Der badende Wandergeselle muss als über entsprechende Kenntnisse verfügt haben, ist doch die eng in das schmale Gesäuse gepresste Enns dort ein gefährlich reißender, von Felsblöcken durchsetzter Fluss.

Dort, wo man ein entsprechend ausgestattetes komfortables Quartier vorfand, war die morgendliche Hygiene selbstverständlich und der Tag begann, „nachdem wir uns gewaschen und angezogen hatten.“ Übernachtete man aber auf einem Heuboden, wusch man sich wie etwa auf der unruhigen Nacht auf dem Schafberg „im Freien bei einem Wassertrog.“

Körperliches Wohlbefinden

Fußreisen erfordern eine gute körperliche Konstitution und dazu noch eine gute Balance zwischen Gewicht und Praktikabilität der Ausrüstung, Verpflegung, Flüssigkeitsbedarf, dessen Stillung und schließlich der zurückzulegenden Wegstrecken. Von besonderer Bedeutung ist der Zustand der Fußbekleidung. Die kritische Phase einer solchen Reise sind meist die ersten Tage, wenn sich der Körper und sein Gehäpparat noch nicht ganz auf die Situation eingestellt haben. Schon nach den ersten 30 km von Bruck a.d. Mur bis Vordernberg klagte Kaplan: „Ich hatte schon die erste Blutblatter auf meinem Fuße, die mich sehr schmerzte.“ Und als am nächsten Tage die Reise über den Präbichl und Eisenerz fortgesetzt wurde, klagte er in der Gegend von Hieflau: „Hier spürte ich auch wieder, daß meine Füße nicht gut aufgelegt seien, besonders schmerzte mich meine Blatter am rechten Fuße.“ Als sie schon Tage später an der

Traun sind, hatte das Übel sich anscheinend noch nicht gelegt und die Füße waren noch wund. Sie kamen dort in einen Fichtenwald, wo sie „etwas Baumpech für etwaige Verwundungen der Füße sammelten.“ Man reiste also anscheinend ohne medizinische Vorkehrungen und hatte auch keine nützlichen Hilfsmittel mit, wie sie der sportliche Fußwanderer heute besonders zur Pflege der Füße in Form von Salben, Pflastern und Verbandszeug mit sich führt.

Besonders setzte die schweißtreibende Hitze zu. Auch die zeitübliche Kleidung aus Wollstoffen dürfte nicht dazu angetan gewesen sein, solche Phasen leichter zu ertragen. Im Gesäuse „brannte die die Sonne fürchterlich auf den Rücken“ und man schwitzte gehörig. Nur einer aus der sich inzwischen vergrößernden Gruppe wagte ein erfrischendes Bad in der Enns, während die anderen eine Stunde lang hinter einem Gebüsch ein Schläfchen einlegten. Auch der Abstecher auf die Pürgg im Ennstal hatte zur Folge, dass man auf dem über dem Tale gelegenen Hochplateau in Schweiß gebadet ankam. Von Stainach aus machte man auch einen Abstecher nach Irnding, wo alle „im furchtbaren Schweiß ankamen, denn es brannte bereits die Mittagssonne auf dem eine Stunde langen, schattenlosen Wege“. Da der menschliche Schweiß bekanntlich keinen besonderen Eigengeruch aufweist und erst in schweißgetränkter Kleidung durch Bakterien zersetzt übel zu riechen beginnt, muss ein Fußwanderer ohne große Möglichkeiten des Kleider- und Wäschewechsels für die Nasen seiner Mitmenschen keine Labsal geboten haben.

Durst begleitete ständig eine solche Reise. Während die bildlichen Darstellungen von Pilgern und Pilgerheiligen schon in Mittelalter deutlich mitgeführte Pilgerflaschen in Form von Kürbiskalebassen oder holzgedrechselten Gefäßen zeigen, belasteten unsere „Erholungsreisen“ sich nicht damit und vertrauten der ihnen wahrscheinlich als genügend erscheinenden Dichte der Wasserversorgung, die ja im ostalpinen Milieu nicht allzu schlecht ist. Zu unterscheiden ist hier allerdings die schnelle Erfrischung an einem Brunntrog oder einer Quelle und die als Nahrung oder als stimulierenden Genuss anzusehende Flüssigkeitsaufnahme als oder bei der Mahlzeit. Dazu soll unter der Ernährung berichtet werden. Über den Weg durchs Gesäuse entlang der dahinbrausenden Enns schreibt der Berichterstatter: „Der Durst plagte uns entsetzlich, doch half uns davon das von vielen über die halbe Straße hängenden Felsenstücken herabträufelnde Wasser und andere Quellen ab.“

Schon zuvor, dort wo die alte Präbichlstraße in der Ebene das Eisenerzer Becken erreichte, war ihnen der Wasserreichtum der alpinen Gegend aufgefallen: „In der Ebene sahen wir rechts und links neben der Straße eine

Masse von Springquellen und Springbrunnen, darunter auch eine kleine Quelle, die fast mitten auf der Straße aus dem Boden hervorsprudelt. Wir wollten versuchsweise das Quellenloch verstopfen, es wurde aber jeder Stein, natürlich kein großer, von dem Wasser hinweggestoßen.“ Wiederholt stillte man an einem Brunnen seinen Durst und als man auf dem Wege ins Salzkammergut einmal Mittagsrast machte, nahmen die Wanderer eine Jause zu sich „und tranken wie die Kühe aus der kalten Quelle.“

Ernährung

Die Kalorienzufuhr ist das um und auf eines langdauernden Fußmarsches. Am Beginn der Reise hatte man noch Verpflegung mit sich und machte auf dem Wege zwischen Bruck a. d. Mur und Leoben bereits eine Picknickpause von zwei Stunden, was auch noch mangelnde zeitliche Einstellung auf Dauerleistungen beweist. Die beiden Fußgänger „machten seitwärts in einem Weizenacker Halt, um hier ein kleines Mittagessen einzunehmen“, das sie mitgenommen hatten „und aus Fleisch und Mehlspeis bestand“. Nur noch ein zweites Mal wird von einer Jause am Straßenrand berichtet, da man sich in der Folge immer an Gasthäuser oder Bauernhöfe hielt, um Essen zu erlangen. In Richtung Salzkammergut stieß man auf einen weiteren temporären Reisekameraden: „Wir setzten uns auch neben ihn hin und plauderten miteinander. Dabei zog er einen Schunken, das heißt ein Stück, und Brot heraus und so aßen wir mit einander.“

Hin und wieder konnte man unterwegs auch Verpflegung kaufen. So in Aussee, wo man Kirschen erwarb, das erste Obst seit Leoben, das hier erst jetzt im August (!) reif geworden war. Als der Abstecher zur Besteigung des Schafberges unternommen wurde, „gingen wir zu einem Bäcker, wo wir uns gehörig verprovantirten, sodaß alle Säcke und Taschen angefüllt waren, denn wir brauchten für einen ganzen Tag und eine Nacht Lebensmittel“, teilt das Tagebuch mit. Schon zwei Stunden nach Beginn des Aufstieges machten die Gefährten neben einem Bache Rast, „wo wir unseren Proviant versuchten, ob er unseren Magen befriedigen könne.“ Er dürfte wohl nur aus Backwaren bestanden haben, denn von Käse oder Fleisch ist nicht die Rede.

In Kaplans Bericht wird deutlich, welche wichtige Rolle die Milch als vielseitige Speise, weniger als Getränk spielte. Sie kommt immer wieder als Frühstück oder auch als vollwertige Mahlzeit vor und wird vor allem in Bauernhäusern, bei denen man deswegen zusprach, gereicht. Man trank sie nicht, sondern löffelte sie aus der Schüssel. Über das Nachtquartier im Dorfe Krumau bei Admont erzählt das Tagebuch: „Nach einer Weile brachte man uns eine Schüssel voll Milch und dunkel-

braunes, bittersaures, nasses, weiches Brot, was uns aber dennoch in der Milch ganz mundete. Zum Frühstück verlangten wir wieder Milch und nachdem wir für alles bezahlt hatten, brachen wir auf.“ Üblicherweise gab es zur Milch aber feingeschnitteltes altbackenes Brot, das eingebrockt und dadurch erweicht wurde.

Was ein solches Milchmahl kostete, wird uns leider nicht mitgeteilt. Eine nette Episode ohne Bezahlung ereignete sich bei Mitterndorf, wo sie bei einem Bauernhause Milch verlangten: „Die Schwoagerdirn brachte uns eine Schüssel mit zwei Maß Milch und Brod dazu, die wir auf dem Bauche im Rasen liegend mit den beinernen Löffeln gehörig vertilgten. Nachdem wir mit der Milch fertig waren, lobten wir sie bei der Schwoagerdirn, die uns aus Freude darüber auch noch zwei weitere Maß präsentirte, die wir ebenso schnell verzehrten als die Vorige. Bezahlen durften wir sie auch nicht.“ Tags darauf „erlangten wir bei einem niedrigen und zufällig armen Bauernhause eine Milch, die uns gut schmeckte. Nachdem wir gegessen hatten, bezahlten wir und gingen unseres Wegs weiter.“ Bei einem Bauernhof in Obertraun bekamen sie auch Ziegenmilch, die ihnen, wie sie bekennen, trefflich mundete, und kauften bei einem anderen Bauern dortselbst auch „Bäckerbrot, welches von Hallstatt hierher getragen wird“, was bedeutet, dass das Brotbacken bei den dortigen Bauern nicht allgemein üblich war.

Bei der bereits wiederholt erwähnten Besteigung des Schafberges war man durchwegs im Almenmilieu und nützte dieses auch versorgungsmäßig, da das auf Tourismus eingestellte Wirtshaus unter dem Gipfel die jugendlichen Wanderer wegen seiner Preise abschreckte. Doch auch in einer nahen Sennhütte wurde man geneppt. Dies liest sich im Tagebuch so: „Wir tranken in unserer Sennhütte in der geräumigen Küche drei Seitel Milch, von denen das Seitel 8 Kreuzer ö.(österreichischer) W.(ährung) kostete, was mich nicht sehr wunderte, da ich es schon aus der mir mißfallenden noblen Bedienung durch die Eigenthümerin der Sennhütte und des Gasthauses daneben schließen konnte, daß wir auch danach zahlen mußten.“ Erst als man sich zu einer weiter entfernten Almhütte begab, konnte man mit der Preisgestaltung zufrieden sein. „Um ein Abendessen zu haben, gingen wir zu einer der eilf Sennhütten hinunter, wo wir in der großen schwarzen Küche um einen billigen Preis zwei Schüsseln voll Milch verzehrten.“ Auf eben diese Weise nahm man am folgenden Tage auch das Frühstück ein.

Auch in Bayern war Milch ein Hauptnahrungsmittel. In Siegesdorf bei Reichenhall erzählt Kaplan: „In einem Bauernhause, wo wir unsere Mahlzeit hielten, bekamen wir eine große Schüssel saure Milch, wo aber so ein dicker Rahm darauf saß, daß wir ihn mit Blechlöffeln

wie Butter herunterschneiden konnten. Nachdem wir alles bezahlt hatten, tranken wir in einem anderen Hause eine süße Milch und so war unsere Mahlzeit für heute abgethan.“

Einen Sonderfall bildete der mehrtägige Aufenthalt im Benediktinerstifte Admont, wo man als Theologiestudent die traditionelle klösterliche Gastfreundschaft in Anspruch nehmen konnte. Man war zwar nicht an die Tafel der Mönche geladen, dafür wurde aber das Mittagmahl von einer Dienerin ins Gästezimmer, das die Freunde bewohnten, serviert. *„Wir ließen uns alles, besonders aber den guten alten Wein und die kleinen feinen Klosterbrote schmecken.“* Um 7 Uhr abends wurde auch das Abendessen auf das Zimmer gebracht. Am nächsten Tag gab es kein Frühstück, *„da es in Klöstern nicht überall üblich ist, ein Frühstück zu vergeben“*. Dafür gab es beim nächsten Mittagessen auch Wildpret.

Im Übrigen war man auf die Speisen angewiesen, die man zu Mittag unterwegs oder als Nachtmahl in den Wirtshäusern vorgesetzt bekam, in denen man logierte und wo man auch mancher unangenehmen Überraschung ausgesetzt war. In Hieflau beklagt man sich etwa über *„trockenes, schlechtes Rindfleisch und schlechten Wein.“* Besser fühlte man sich an einem glutheißen Tag in Irnding, wo man zu Mittag in ein Wirtshaus ging, es sich im kühlen Gastzimmer wohlergehen ließ und nach dem Essen noch bis ein Uhr sitzen blieb.

Im Salzkammergut hatte das Gastgewerbe sich schon ganz auf den gehobenen Tourismus eingestellt, was sich für die Freunde bei der Begleichung von Gasthausrechnungen unangenehm bemerkbar machte. Am Grundlsee machen sie im Gasthaus „Zum Erzherzog Johann“ Mittagsrast. *„Wir kehrten uns mit den Blicken dem See zu, als wir auf den im ersten Stock befindlichen Altan hinaufgingen und dort unser Mittagmahl hielten.“* Der See wird als sehr fischreich beschrieben und besonders die zahlreichen Saiblinge erwähnt, *„die aber sehr teuer sind“*. Kaplan bemerkt dann beim Zahlen der Zeche, dass man sich nicht in einem dörflichen Bauernwirtshaus befand, sondern eben im noblen Salzkammergut mit seinen erlesenen Gästen: *„Als wir bezahlten, bemerkten wir zu unserer nicht gerade freudigen Überraschung, daß das Seitel ordinären Weines ebensoviel kostete als die Portion Rostbraten, nämlich 24 Kreuzer ö.W. Diesen Wein habe ich mir sehr gemerkt, werde aber keine Bestellung mehr darauf machen lassen“*, gesteht der geneppte Berichterstatter.

In Salzburg erreicht man endlich ein für damalige Verhältnisse großstädtisches Milieu und nimmt im Gabler Bräuhaus Quartier. Im Gastzimmer, das tagsüber von Bauern, am Abend aber von *„vornehmeren Leuten“* frequentiert wird, bekommen die Gefährten ein *„wohlfeiles*

Nachtmahl“ vorgesetzt. Besonders lobend wird das dazu servierte Bier erwähnt, das bereits in *„bayrischen Halben“* aufgetragen wird und 6 Kreuzer ö.W. kostet. Man bemerkt auch aus folgenden Angaben, dass man sich bereits auf dem Gebiete süddeutsch-bayerischer Biertraditionen befindet, wie sie ja auch heute noch zu bemerken sind. Schon in Goisern hatte man zuvor *„im Bräuhaus das erste gute Bier seit langer Zeit“* bekommen und auch dort schon im bayerischen Maße, wobei diese „Halbe“ *„etwas kleiner ist als unsere österreichische“*. Bekanntlich existiert noch heute eine Begriffsgrenze zwischen Alpen- und Voralpenland, das sich in den den Ausdrücken „Glas Bier“ und „kleines Bier“ bzw. „Krügel“ und „Halbe“ äußert.

In Salzburg nahm man zwei Tage später das Mittagmahl auch in einem anderen Lokal, *„in einem Gasthaus neben dem Schloß Mirabell“* ein. Dort machte man die erste Bekanntschaft mit dem Bockbier. An diesem Tage fand in Salzburg die feierliche Eröffnung des neuen Bahnhofes unter Anwesenheit des österreichischen Kaisers und des bayerischen Königs statt. Das Mittagmahl der Freunde, die dieses Ereignis miterleben wollten, fand eine jähe Unterbrechung, als auf der Straße eine Militärmusikkapelle mit klingendem Spiel vorbeimarschierte. So trank man schnell aus, bezahlte und lief, *„um nicht zu spät zu kommen, das Brot noch im Munde kauend, mit der großen Menschenmenge mit.“* Nach dem Festakt, bei dem sie die beiden Potentaten aus nächster Nähe miterleben konnten, setzten die Freunde ihre Reise fort und verproviantierten sich beim Abmarsch noch mit Obst. In der Gegend von Schloss Hellbrunn, das auf ihrem Wege lag, fing es indes zu regnen an, was sie bewog, sich in einem Wirtshaus *„bei Bier und Würsten“* zu erfrischen.

Herbergen und andere Unterkünfte

Die Reise der Grazer Studenten war eigentlich – sieht man von der annähernd geplanten Route und dem vorgefaßten Ziel ab – ein Fahrt ins Blaue. Die Fixpunkte eines solchen Unternehmens, nämlich Nachtquartier und Verpflegung, waren nicht vorbereitet, sondern mussten improvisiert werden. Da die Reise zwar teilweise durch touristisch bereits erschlossene Gebiete führte, gab es zwar schon recht passable Quartiere, man war jedoch auch bei solchen nicht vor Überraschungen, ja sogar Abenteuern gefeit. Im dörflichen Milieu musste es aber zuweilen auch eine Übernachtung auf dem Heuboden tun.

Was verlangte unser Reisender nun von einem ordentlichen Quartier? Er bringt dies schon am Beginn der Wanderung in Vordernberg zum Ausdruck: *„Wir bekamen in unserem Gasthause sehr reinliche Betten, nett eingerichtete Zimmer und auch gute Getränke“*. Man

schief an diesem ersten Tag der Reise dementsprechend gut, hatte man doch außer der bequemen Bahnfahrt von Graz nach Bruck a. d. Mur die Strecke von letztem bis Vordernberg zu Fuß zurückgelegt. Auch in Mitterndorf machte man gute Erfahrungen, wo das Gasthaus „Zur Post“ *„wegen seiner billigen Forderungen und seiner freundlichen Bewirtung sehr zu empfehlen“* sei. Auch konnte man hier Zeitungen lesen. Im Zimmer gab es *„eine nette Einrichtung und reine, schöne Betten“*. Man legte besonderen Wert auf frisches Bettzeug und ungezieferfreie Schlafstätten, ein Wunsch, der damals wahrscheinlich nur zu berechtigt war. Hier wurden sie erstmals auch mit einer im 19. Jahrhundert aufkommenden touristischen Neuheit bekannt gemacht, einem Fremdenbuch, das ihnen der Wirt vorlegte und in welches sie ihre Namen einschrieben. Solche Bücher, die sich aus den weit älteren Stammbüchern ableiten lassen, trugen zum Renommée des Wirtes bei, der solcherart auf prominente Gäste in seinem Hause hinweisen konnte. Kaplan erzählt Ähnliches vom am Grundlsee gelegenen Gasthaus „Zum Erzherzog Johann“ und charakterisiert ein solches Fremdenbuch: *„Wir zeichneten auch hier unsere Namen in ein Gedenkbuch, das uns vorgelegt wurde und worin wir manchen schlechten und guten Witz, aber auch einige Versuche in der Poesie fanden.“*

Es kommt aber auch vor, dass in gut geführten Herbergen eines der wichtigsten Bedürfnisse eines müden Gastes empfindlich gestört werden kann, nämlich die Nachtruhe. Nach erschöpfendem nächtlichem Marsch war die Partie in Hallstatt angelangt und hatte im Gasthaus „Zum Grünen Baum“ ein nobel eingerichtetes Zimmer bekommen. Jedoch: *„Nachdem wir alles in Ordnung gebracht hatten, legten wir uns zu Bette und schliefen natürlich bald ein, denn wir waren matt im höchsten Grade. Aber wir hatten noch nicht lange geschlafen, als in einem unserem Zimmer gegenüberliegenden kleinen Tanzsaal ein furchtbarer Lärm entstand. Wir hörten ein Treten, Toben und Schreien als würde eine Gewaltthat öffentlich verübt oder als wären die Bewohner von zehn Irrenhäusern übereinander gekommen. Und wer war es, der diesen Höllenlärm verursachte? 10-12 Prager Studenten, die bei einem Klavierspiele mit einander ihr böhmisches Unwesen trieben! Dieser Lärm dauerte fast eine Stunde ununterbrochen, draußen blitzte und donnerte es während des Regens und so war unser Schlaf für heute versalzen.“* Als es am nächsten Tag zum Zahlen kam, wurde man nochmals überrascht, als man fand, dass die Wirtsrechnung unverhältnismäßig hoch war.

Es ergab sich auch einmal eine Situation, in der den Tagebuchschreiber das Fürchten ankam. In Hallein hatte man in einem Gasthofe ein geräumiges Zimmer mit einer schönen Einrichtung bezogen, das nur einen Nachteil hatte: *„Leider konnten aber die Thüren, deren unser Zimmer drei hatte, nicht alle, sondern nur eine zuge-*

sperrt werden, weil die Schlösser ruinirt waren.“ Man hatte aus dem Regen kommend das Quartier mit durchnässter Kleidung erreicht und war deshalb gleich zu Bette gegangen, nicht ohne vorher *„die übrigen Betten untersucht zu haben, ob sie auch Eigenthümer hätten oder nicht.“* Die folgende Szene erinnert an die ängstliche Stimmung, wie sie in Wilhelm Hauffs unsterblichem „Wirtshaus im Spessart“ geschildert wird. *„Ich hatte nur erst zwei oder drei Stunden geschlafen, als ein heller Lichtschein auf meine Augen fiel, wodurch ich erwachte. Was sah ich? - Ein bärtiger, etwa 50jähriger Mann leuchtete mir in Hemd und Gattien oder Unterziehhosen mit einer Laterne ins Gesicht, nachdem er bereits meinen Collegen mit seiner Laterne beunruhigt hatte. Sobald er mein Erwachen merkte, schlüpfte er bei einer Thüre neben meinem Bette hinein. Obwohl ich mich im Stillen tröstete, daß es der Wirth gewesen sei, der sich um uns bekümmert habe, so konnte ich mich doch des Schreckens nicht erwehren, da er wie ein Gespenst aussah, weil seine Schlafhaube einen langen Zipfel hatte.“*

Dass man in einem Gasthause ein Zimmer für sich oder zu zweit bekam, war nicht die Regel. Im „Platzwirthshaus“ in Strobl wurde den Wanderern ein kleines Bodenzimmer zugewiesen, in dem vier Betten standen. Ebenso war es im Salzburger „Gabler Bräuhaus“, wo ihnen auch noch ein unbekannter Zimmergenosse zugeteilt wurde.

In Reichenhall wiederum waren die Reisenden in einer Herberge, wo man ein Bett erhielt, mit Nagetieren konfrontiert, denn auf dem Weg zu ihrem Zimmer kamen sie im ersten Stock *„durch einen großen Tanzsaal, wo auf dem Boden statt der Tänzerfüße kleinere Füße, nämlich Mäuse in einem Kornhaufen sich tummelten.“*

Den Höhepunkt an Wohnkomfort auf dieser Reise bildete allerdings ein mehrtägiger Aufenthalt im Benediktinerstift Admont. Man meldete sich beim Pater Hofmeister, der sie wohlwollend aufnahm und ihnen ein eigenes Zimmer anwies. Nach der vorangegangenen Nacht auf einem bäuerlichen Heuboden fühlten sie sich königlich: *„Darauf legten wir uns bald zu Bette und schliefen mit größter Zufriedenheit unserer gegenwärtigen Lage.“* Als sie wieder weiterziehen wollten – es war ein Sonntag – verwehrte ihnen der Pater die Abreise mit den Worten: *„An Sonntagen reisen nur Handwerksburschen und keine guten Christen.“* So kamen sie zu einem weiteren Tag des Bleibens und nützten ihn zu einem Ausflug auf das admontische Schloss Röthelstein.

Anders gestaltete sich eine solche Übernachtung natürlich, wenn man mit Mühe und Not abends einen Bauernhof erreichte und dort um Nachtquartier zusprach. Da gab es nur den Heuboden. Eine erste, eigentlich nicht so

schlimme Erfahrung machte man damit im Dorfe Krumau im Ennstal. Man vergrub sich in der Dunkelheit im Heu. Und obwohl draußen ein heftiger Wind blies, wurde es den Wanderern nicht kalt. Und: „Um 7 Uhr standen wir auf, putzten uns von dem überall an unserem Leibe hängenden Heu ab und gingen dann hinunter.“

Eine weitere, diesmal anstrengendere Heupartie erlebte man bei der Ersteigung des Schafberges. Hier waren sie auf dem Heuboden einer Almhütte in der Nacht nicht allein, denn hier schliefen auch Senner, Knechte, Fremdenführer und Maultiertreiber. Durch deren Geplauder werden sie sehr lange am Einschlafen gehindert. Endlich bringt ein Sennknecht die unruhige Gesellschaft mit den Worten zum Schweigen: „Seids a bissl stat, die drei Herren können sonst nit schlafen!“ Der Berichtstatter bekam aber danach unabsichtlich einen Tritt ins Gesicht. Eine diese unruhige Nacht kommentierende Passage sei nicht vorenthalten: „Wir hofften von nun an doch ruhig schlafen zu können, aber das Arge sollte erst kommen, denn es trampelten später die Kühe unter uns herum, die mit ihren Glocken um den Hals die halbe Nacht das Geläute ertönen ließen. Vor Mitternacht aber fing draußen ein fürchterlicher Sturm zu brausen an, der auch uns auf dem Heuboden traf, da er nämlich mit großen Öffnungen oder Fenstern versehen war, sodaß wir gehörig angeblasen wurden. Der Sturm fing stoßweise so zu toben an, daß man glaubte, er trage alle Sennhütten fort. Wir hatten überdieß noch zu wenig Heu, um uns verkriechen zu können..., so wurde uns gehörig kalt.“

Kommunikation

Wenn man sich im 19. Jahrhundert auf eine Reise begab, war der Abschied von zuhause eine fast ritualisierte Angelegenheit. Kaplan machte sich auch auf den Weg zum Bahnhof, nicht ohne vorher „von Eltern, Verwandten und Freunden Abschied genommen zu haben.“ Nun war man bis zur Heimkehr, obwohl man sich bereits im Zeitalter des Telegraphen befand, auf die schmale Basis eines langsamen und umständlichen Briefverkehrs angewiesen. Nach vier Tagen kann der Berichtstatter von Admont aus den ersten Brief an die Eltern schreiben, nachdem er sich erst Briefpapier hatte besorgen müssen. Und in seinem stiftischen Quartier notierte er „alles Gesehene und Gehörte“, was ja später zu dem reingeschriebenen Tagebuch, unserer Quelle, führen sollte. Von weiteren postalischen Meldungen erfahren wir nichts mehr.

Da zu den beiden von Graz abreisenden Studenten in der Folge etliche andere Weggefährten gestoßen waren, entwickelten sich bei der gemeinsamen Tour eine Fülle unterhaltsamer Konversationen. So schließt sich in Admont ein Wiener Jus-Student an, „ein sehr spaßiger

Vogel, der uns bis 10 Uhr nachts mit Erzählungen aus seinem Studentenleben und den tollen Streichen seiner Kollegen unterhalten hat.“ Der Umgang mit der ländlichen Bevölkerung ist nicht immer einfühlsam. So legen sich die Kameraden auf dem Wege von der Pürgg nach Aussee einmal rastend hinter ein Gebüsch und erschrecken mit einem lauten Schrei drei des Weges kommende Bauersfrauen. Sie werden dafür „mit ein paar unwilligen Schimpfwörtern bedacht.“ Andererseits sind sie aber auch artig, wenn es um Quartier, Speis und Trank geht.

Finanzielles

Aus seines Freundes Ledernegg Nachruf wird deutlich, dass die Heimreise u. a. unter drückenden Geldsorgen stand. Wir wissen nicht, mit wieviel Geld in der Tasche Ferdinand Kaplan seine Fußreise antrat. Für die Milchmahlzeiten bei den Bauern hat es sicherlich gereicht, auch klagt man nicht über Quartiergeld in Wirtshäusern, wohl aber über erhöhte Preise für Essen und Trinken in „Nepplokalen“ der Fremdenverkehrsgebiete. Da der Deutsche Bund keine Währungsunion war, wechselten die Freunde vor ihrer Einreise in Bayern noch im Salzburgerischen österreichisches Geld in bayerisches um und mokierten sich bei dieser Manipulation über den Kursverlust. Die Summe von 7 Gulden österreichischer Währung war an und für sich keine allzu hohe, hatte man doch Bahnfahrt und Aufenthalt in München noch vor sich. Kaplan schreibt: „Darauf ließen wir uns in einem Wechsler- und Kaufmannsgewölbe 7 fl. ö.W. in bairisches Geld umwechseln, wobei wir mit unserem Papiergeld sehr schlecht daran waren. Denn für 5 fl. ö.W. bekamen wir nur circa 4 fl. bairisch. Doch gefielen uns die bairischen Silbermünzen sehr.“

Anhang

In Berchtesgaden besuchten die beiden steirischen Wanderer am 13. August 1860 auch das Berchtesgadener Salzbergwerk. Die Schilderung Kaplans zeigt, dass solche Bergwerke bereits unter touristischen Aspekten in Teilen auch als Schaubergwerke geführt wurden und dem Laienpublikum den Blick in die Geheimnisse der Tiefe ermöglichten. Sie möge auch einen bisher unpublizierten montangeschichtlichen Aspekt des Tagebuches zur Kenntnis bringen.

Nachdem wir zum erstenmale unsere Zeche mit bairischem Gelde bezahlt hatten, gingen wir zum Salzamte in Berchtesgaden, lösten uns hier zur Befahrung des Salzbergwerkes einen Erlaubnißschein und gingen damit durch eine lange, schöne Allee dem Bergwerke zu, wo wir im Zechenhause in der Nähe des Stollenmundloches bergmännische Kleider anziehen mußten, eine graue Jacke, graue weite Beinkleider, Hut von grauem Filz und rück-

wärts das unaussprechliche Leder der Bergarbeiter. Dazu bekam ein jeder noch eine Blendlaterne und einen großen ledernen Handschuh in die Hand. Wir gingen über die Straße hinüber zum Stollenloch; wir bestanden im Ganzen aus sieben Personen, wir beide, ein anderer Herr, drei Frauenzimmer, die ebenfalls Hosen trugen sammt dem Leder, und endlich der Bergbeamte, der uns führte.

Zuerst waren die Seitenwände des Ganges gewölbt und mit Ziegeln ausgemauert, dann aber wird der Gang nur mit hölzernen Balken festgehalten. Die Luft wird immer kälter und kälter, bald hört man das Rauschen des Süßwassers, welches in Röhren geleitet wird, die auf dem Boden oder aber auch oberhalb der Decke liegen und dazu verwendet werden, das Wasser in Salzsoolengruben zu leiten, um das Salz aus dem Gesteine herauszusaugen, wodurch das gesättigte Wasser dann als Soole in Salzsiedereien geleitet wird. Dort und da fand man auch Inschriften, daß ein Stollen zugemauert worden sei. Bald hörte auch die Wölbung mit Balken an den Wänden auf und nun sahen wir mit Laternen rechts und links das Steinsalz in allen möglichen Farben, roth, blau, braun, gelb, schwärzlich, weiß, grünlich und grau. Wir kamen auch bei mehreren Bergarbeitern vorbei, die salutirten und denen wir dafür den bergmännischen Gruß "Glück auf!" zusandten. Endlich kamen wir zu einer Baumriesel, nachdem wir bereits fast eine Stunde nach einwärts gegangen waren. Es sind nämlich, um schneller hinunterzukommen, in den Schacht zwei polirte Bäume nebeneinander gelegt, auf die man hinaufreitet. Daneben ist eine Stiege zum Heraufgehen. Jeder nimmt die Laterne in die linke Hand, den Handschuh in die rechte und mit ihm ergreift er den Strick oder das Leitseil, welches an der Wand angebracht ist und so sitzen alle hintereinander, vorn ein Knappe zur Sicherheit. Endlich ruft der Beamte, der zuletzt sitzt "Fertig" - und schnurgerade brauset es hinunter in die Tiefe. In einer oder zwei Minuten sind 150 Schuh zurückgelegt.

Bald darauf kam noch eine solche Riesel zu bestehen und dann waren wir in einem großen Salztheater, der Fußboden aus Salz, die Decke, die Wände, alles Salz. Die Beleuchtung in diesem zweistöckhohen Raume war sehr schön, denn in jedem Stocke waren große Nischen wie Theaterlogen ausgehauen, in welchen die Lampen und Laternen standen. An der Decke aber hing oben ein großer Brocken Salz herunter, der aber durchaus nicht abgebrochen werden darf, da sonst alles einstürzen würde, indem die Decke in diesem Raume von keiner Säule unterstützt wird. Auf dem Fußboden sieht man den großen Namenszug des Königs Max, der bei seiner Anwesenheit bekeuchtet wird. Wir gingen dann über eine Stiege hinauf zu einer kleinen, lieblichen Salzgrot-

te, die in schöner Beleuchtung erglänzte. Das Portal war umgeben von Salztäfel, die aus allen Farben bestanden. Hinter diesen Salztäfel brannten Lichter, die sehr anziehendes Farbenlicht erzeugten. Im Innern dieser Grotte steht ein Bassin mit Salzsoole, in welchem Bassin eine Salzpyramide steht, die aus verschiedenartig gestalteten Salzstücken zusammengesetzt ist. Auf dieser Pyramide steht eine schneeweiße große Salztäfel, auf der der Namenszug des Königs mit der Krone eingegraben ist. Vor dieser Täfel bildet das bereits ausgesaugte Salz in der Salzsoole einen Springbrunnen, worin die Soole bereits 27 Perzent Salz enthält, also sehr salzhaltig ist. Ringsherum stehen kleine Salzpyramiden.

Wir gingen darauf zu einem Wurstwagen. Der Wurstwagen ist nichts anderes als eine lange lederne Wurst mit vier leicht beweglichen Rädern, auf die man hinauffreitet. Wir setzten uns hintereinander auf die Wurst, der Wagen fing an fürchterlich zu eilen (da er auf Schienen läuft, so ist eine Schnelligkeit leicht möglich). Wir flogen vor den salutirenden Arbeitern vorbei. Bald sahen wir einen unansehbaren blauen, hellen Stern, - es war der Eingang zum Stollenmundloche, durch den das freie Tageslicht so grell hereinleuchtete. Bald waren wir am Ausgange angelangt und gaben unsere Lampen ab. Im Zechenhouse entkleideten wir uns, kauften von einem alten Bergmanne Schachteln mit Salzstufen, die ich mir auch nach Hause gebracht habe."

Anmerkungen

- (1) Lieselotte Jontes: Student's Manuscripts as Sources of the History of Mining and Metallurgy. In: 5th International Symposium Cultural Heritage in Geosciences, Mining and Metallurgy. Golden/Col 2000, S.77-83
- (2) Ds., Reiselust – Reiseleid. Reisen und Reiseberichte in früherer Zeit. In: Artibus atque modis. Festschrift für Ilse Dosoudil zum 60. Geburtstag. Wien 2001, S. 32-59; Ausstellungskatalog Reiselust. Vom Reisen in alter und neuer Zeit. Leoben 2004
- (3) Vgl. dazu Hermann Bausinger [Hrsg.], Klaus Beyrer [Hrsg.]: Reisekultur. Von der Pilgerfahrt zum modernen Tourismus. München 1991
- (4) Beschreibung der Handschrift. Diese Handschrift gelangte aus dem Nachlass meines 2005 verstorbenen Freundes DDr. Robert Hesse aus Semriach in meinen Besitz. Hesse hat über diese Reise bereits selbst einmal einen Aufsatz publiziert, in welchem er aber mehr auf die touristischen Aspekte der von Kaplan besuchten Sehenswürdigkeiten einging und sich auf die Steiermark beschränkte, während das Gesamttagbuch auch Oberösterreich, Salzburg und Bayern berührt. Vgl. Robert Hesse: 1860 zu Fuß durch die Obersteiermark. Aus dem Reisetagebuch des Grazer Gymnasial-Studenten Ferdinand Kaplan. In: Blätter für Heimatkunde 68(1994), H. 3, S. 67-80